

ALLY CONDIE



Fischer
e-books

DIE AUSWAHL

CASSIA & KY

sein Abschiedsbankett feiert, ist ein Besuch erlaubt, ja, sogar ausdrücklich erwünscht.

Der Blick meiner Mutter wird weich. »Er wird sich sicher sehr darüber freuen.«

»Hat Papa Großvater von meinem Partner erzählt?«

Meine Mutter lächelt. »Er wollte auf dem Weg zur Arbeit bei ihm vorbeischaun.«

»Gut«, sage ich, denn ich will, dass Großvater so bald wie möglich davon erfährt. Ich weiß, dass er sich über mich und mein Bankett ebenso große Sorgen gemacht hat, wie ich mir Sorgen über ihn und sein Bankett mache.

Nach einem hastigen Frühstück erwische ich gerade eben noch so meinen Airtrain, finde schnell einen Platz und lehne mich im Sitz zurück. Zwar habe ich letzte Nacht nicht von Xander geträumt, aber jetzt habe ich Zeit, über ihn nachzudenken. Während ich der Stadt entgegenfahre, blicke ich zum Fenster hinaus und erinnere mich daran, wie er am Abend zuvor in seinem Anzug ausgesehen hat. Während wir noch die grünen Vororte durchqueren, bemerke ich auf einmal, dass weiße Flocken durch die Luft schweben.

Alle anderen bemerken es auch.

»Schnee? Im Juni?«, fragt die Frau neben mir.

»Das kann nicht sein!«, murmelt ein Mann auf der anderen Seite des Mittelgangs.

»Aber sehen Sie doch mal!«, sagt die Frau.

»Das kann nicht sein«, sagt der Mann wieder. Sie drehen sich um, schauen aufgeregt aus den Fenstern. Kann etwas Falsches wahr sein?

Tatsächlich wirbeln draußen flauschige weiße Flocken zu Boden. Irgendetwas an dem Schnee ist seltsam, aber ich weiß nicht genau, was. Ich muss ein Lächeln unterdrücken, als ich all die besorgten Gesichter um mich herum sehe. Sollte ich auch besorgt sein? Vielleicht. Aber es ist so schön, so unerwartet, und, für den Moment, so unerklärbar.

Der Airtrain hält an. Die Türen öffnen sich, und einige Flocken schneien herein. Ich fange eine mit dem Handrücken, aber sie schmilzt nicht.

Dann sehe ich den kleinen braunen Samen in der Mitte der Flocke.

»Das sind Pappelsamen«, erkläre ich den anderen zuversichtlich.

»Das ist kein Schnee.«

»Natürlich«, sagt der Mann und klingt so, als sei er froh über die Erklärung. Schnee im Juni wäre merkwürdig. Pappelsamen sind es nicht.

»Aber warum sind es so viele?«, fragt eine andere Frau, immer noch besorgt.

Kurz darauf erhalten wir die Antwort. Einer der neuzugestiegenen Fahrgäste setzt sich und wischt weiße Flocken aus seinen Haaren und von seiner Kleidung. »Wir roden das Pappelwäldchen am Fluss«, erklärt er. »Die Gesellschaft plant, dort nützlichere Bäume anzupflanzen.«

Alle glauben ihm, denn keiner hat Ahnung von Bäumen. Ich höre die Leute flüstern; sie sind erleichtert, dass es kein Anzeichen irgendeines Klimawandels ist. Gott sei Dank hat die Gesellschaft die Dinge, wie immer, unter Kontrolle.

Aber dank meiner Mutter, die oft von ihrer Arbeit als Gärtnerin im Arboretum erzählt, weiß ich, dass seine Erklärung durchaus plausibel ist. Pappeln tragen weder Früchte, noch kann man sie zur Brennstoffgewinnung nutzen. Und ihre Samen sind ein Ärgernis. Sie fliegen weit, bleiben an allem hängen und schlagen überall Wurzeln. Unkrautbäume, nennt meine Mutter sie. Dennoch hat sie eine gewisse Schwäche für sie, gerade wegen ihrer Samen, die klein und braun sind, aber von zarter Schönheit umhüllt, nämlich von diesen feinen Baumwollfasern. Kleine, wolkige Fallschirme, die ihren Sturz bremsen und ihnen dabei helfen, im Wind zu schweben und dorthin zu segeln, wo sie wachsen können.

Ich betrachte den Pappelsamen auf meiner Hand. Da ich nicht weiß, was ich damit anfangen soll, stecke ich ihn in meine Tasche zu meinem Tablettenröhrchen.

Der Sommerschnee erinnert mich an ein Gedicht, das wir dieses Jahr im Literaturkurs interpretiert haben: *Innehaltend inmitten der Wälder*

an einem Schnee-Abend. Es war eines meiner Lieblingsgedichte von den Hundert Gedichten, die die Gesellschaft aufzubewahren beschlossen hatte, als sie entschied, dass unsere Kultur zu überladen und ungeordnet sei. Damals wurden Kommissionen gebildet, die aus allen Bereichen die hundert besten Werke auswählten:

Hundert Lieder, Hundert Gemälde, Hundert Gedichte. Alle anderen Kunstwerke wurden vernichtet. Zerstört für immer. *Zu unserem Besten*, sagte die Gesellschaft, und alle glaubten es, weil es Sinn machte. *Wie können wir irgendetwas richtig wertschätzen, wenn wir mit zu vielem überschüttet und belastet sind?*

Meine Urgroßmutter gehörte zu den Kulturhistorikern, die vor siebzig Jahren halfen, die Hundert Gedichte auszuwählen. Großvater hat mir die Geschichte, wie seine Mutter entscheiden musste, welche Gedichte erhalten und welche für immer zerstört werden sollten, schon tausendmal erzählt. Sie sang ihm abends immer Teile der Gedichte zum Einschlafen vor. Sie flüsterte und sang sie, erzählt er immer, und nachdem sie fortgegangen war, versuchte ich, mich an die Gedichte zu erinnern.

Nachdem sie fortgegangen war. Morgen wird auch mein Großvater fortgehen.

Nachdem wir die letzten Pappelflocken hinter uns gelassen haben, muss ich an dieses Gedicht denken und daran, wie sehr ich es mag. Besonders gefällt mir, wie die Worte eine Verbindung eingehen und sich wiederholen. Ich finde, dass dieses Gedicht ein gutes Schlaflied wäre, wenn man dem Rhythmus anstatt der Worte lauschte. Denn wenn man auf die Worte hören würde, könnte man nicht so leicht zur Ruhe finden: *Und Meilen gehn, bevor ich schlaf, und Meilen gehn, bevor ich schlaf.*

»Heute werden Zahlen sortiert«, erklärt mir Norah, meine Vorgesetzte.

Ich seufze leise, aber Norah reagiert nicht. Wortlos scannt sie meine Karte und gibt sie mir zurück. Sie fragt mich nicht nach meinem Paarungsbankett, obwohl sie durch mein Informations-Update erfahren

haben muss, dass es gestern Abend stattgefunden hat. Aber das wundert mich nicht. Norah gibt sich kaum mit mir ab, weil ich eine der besten Sortiererinnen bin. Tatsächlich sind seit meinem letzten Fehler fast drei Monate vergangen und damals hat auch zum letzten Mal eine Art Unterhaltung zwischen uns stattgefunden.

»Warte«, sagt Norah, als ich mich meinem Arbeitsplatz zuwende.
»Deine Scancard meldet, dass es bald Zeit für deinen nächsten offiziellen Sortiertest ist.«

»Stimmt«, antworte ich und nicke.

Darüber habe ich schon seit Monaten nachgedacht, zwar nicht so oft wie über das Paarungsbankett, aber schon sehr oft. Obwohl das Zahlensortieren oft langweilig ist, kann eine Stelle als Sortiererin einem den Weg zu wesentlich interessanteren Arbeitsplätzen ebnen. Vielleicht kann ich später bei der Restaurierungsbehörde arbeiten, wie mein Vater, der die Instandsetzung oder Zerstörung alter Gebäude und Viertel überwacht. Als er in meinem Alter war, hat er auch als Informationssortierer gearbeitet, ebenso wie mein Großvater und natürlich meine Urgroßmutter, die an einer der größten Sortiermaßnahmen überhaupt beteiligt war, als sie im Komitee der Hundert saß.

Die Leute, die die Paarung überwachen, haben ebenfalls als Sortierer begonnen, aber ihre Art von Arbeit interessiert mich nicht. Mir sind abstrakte Geschichten und Daten lieber, für echte Menschen möchte ich nicht die Verantwortung übernehmen.

»Sieh zu, dass du gut vorbereitet bist«, ermahnt mich Norah, aber sie und ich wissen, dass ich das bereits bin.

Gelbliches Licht fällt durch die Fenster nahe unserer Arbeitsplätze im Datenzentrum. Als ich an den anderen Bürokabinen vorbeigehe, fällt mein eigener Schatten auf die Plätze. Keiner schaut auf.

Ich schlüpfte in mein winziges Abteil, das gerade breit genug für einen Tisch, einen Stuhl und einen Sortierbildschirm ist. Die dünnen grauen Wände ragen neben mir auf, von meinem Platz aus kann ich

meine Kollegen nicht sehen. Wir gleichen den Mikrochips in der Recherchebibliothek der Schule – jeder von uns steckt ordentlich in seinem Fach. Die Regierung besitzt natürlich Computer, die das Sortieren viel schneller erledigen als wir, aber wir sind trotzdem noch wichtig. Man weiß nie, ob die Technik einmal versagt.

Das ist der Gesellschaft vor der unseren passiert. Jeder hatte Technologie, viel zu viel, und die Konsequenzen waren zerstörerisch. Inzwischen besitzen wir nur noch die Basistechnologien, die wir wirklich brauchen – Kartensteckplätze, Lesegeräte, Schreibcomputer – und nehmen selbst auch nur die Informationen auf, die für uns relevant sind. Ernährungsspezialisten müssen nicht wissen, wie man Airtrains programmiert, und Sortierer müssen keine Krankheiten erforschen können. Diese Art der Spezialisierung verhindert, dass die Köpfe der Menschen zu sehr überfrachtet werden. Wir müssen nicht *alles* verstehen. Außerdem erinnert uns die Gesellschaft daran, dass ein Unterschied zwischen Wissen und Technologie besteht. Unser Wissen kann uns nicht im Stich lassen.

Ich schiebe meine Scancard ein und das Sortieren beginnt. Obwohl ich am liebsten Wortgruppen, Bilder oder Sätze sortiere, bin ich auch gut in Zahlen. Auf dem Bildschirm wird mir die Anweisung erteilt, bestimmte Muster zu finden, und schon wandern die Zahlen über den Monitor wie kleine weiße Soldaten auf einem schwarzen Feld, die nur darauf warten, dass ich sie niedermähe. Ich berühre die einzelnen Zahlen und ziehe sie in verschiedene Ordner. Wenn ich den Bildschirm berühre, gibt es jedes Mal ein leises Geräusch, fast wie fallender Schnee.

Und dann erschaffe ich einen Sturm. Die Zahlen fliegen an die richtige Stelle wie vom Wind verwehte Flocken.

Mitten in der Arbeit ändert sich plötzlich das Muster, nach dem wir suchen sollen. Das System registriert, wie schnell wir die Änderungen bemerken und unsere Arbeit anpassen. Nie wissen wir, wann eine solche Änderung eintritt. Zwei Minuten später ändert sich das Muster wieder und wieder bemerke ich es schon in der ersten Zahlenreihe. Warum, weiß ich nicht, aber ich ahne den Musterwechsel jedes Mal voraus.

Wenn ich sortiere, kann ich mich nur auf das konzentrieren, was sich